

Andrea Löw

## Arbeit, Lohn, Essen

### Überlebensbedingungen im Ghetto

#### 1. Im Vorhof der Vernichtung

Der Schriftsteller Lejb Goldin schrieb im August 1941 im Warschauer Ghetto:

„Essen, essen ... Jetzt zieht es nicht vom Magen, sondern vom Gaumen, von der Schläfe. Hätte ich doch wenigstens ein halbes Viertel Brot, wenigstens ein Stück Rinde, meinetwegen verbrannt, schwarz, angekohlt. Ich schiebe mich aus dem Bett, eine Kelle Wasser gibt Linderung, dämpft für einen Moment den Hunger. Du gehst zurück ins Bett und fällst hinein. Die Beine versagen den Dienst, sind aufgedunsen. Sie schmerzen. Aber du klagst nicht. Wie viele Monate ist es schon her, seit du dir abgewöhnt hast zu klagen, sogar wenn es weh tut. In der ersten Zeit des Krieges, als du dich in den Nächten auf dem Lager gewälzt und über die Lage nachgedacht hast, auch wenn du früh aufstehen mußtest, entriß sich dir häufig ein Seufzer. Jetzt ist Schluß damit. Alles verläuft jetzt so, als ob du ein Automat wärst. Oder vielleicht wieder ein Tier? Möglich. Sterben? Einverstanden. Alles ist besser als der Hunger, ist besser als diese Qual.“<sup>1</sup>

Der Hunger war in den Ghettos allgegenwärtig und ihn zu bekämpfen die zumindest am Anfang zentrale Überlebensstrategie. Um die fast immer zu knappen Lebensmittel erwerben zu können, mussten die Bewohner arbeiten. Als die Deportationen in die Vernichtungslager begannen und dabei zunächst nach „arbeitsfähigen“ und „arbeitsunfähigen“ Menschen selektiert wurde, gewann Arbeit noch stärker an Bedeutung. Arbeit konnte also die Überlebenschancen in zweierlei Hinsicht steigern: Lohn (in welcher Form auch immer) bedeutete Nahrung, und Arbeitskräfte gehörten meist nicht zu den ersten Opfern der Vernichtung.

Hier wird bereits deutlich, wie irreführend es ist, wenn im „Gesetz zur Zahlbarmachung von Renten aus Beschäftigungen in einem

---

<sup>1</sup> Zit. nach Ruta Sakowska, Die zweite Etappe ist der Tod. NS-Ausrottungspolitik gegen die polnischen Juden, gesehen mit den Augen der Opfer, Berlin 1993, S. 122–137, hier S. 125.

Ghetto“ (ZRBG) von „eigenem Willensentschluss“ und in der im Oktober 2007 erlassenen Richtlinie zur Ghetto-Arbeit davon die Rede ist, es sei wichtig, „dass die Arbeit während des Aufenthalts im Ghetto ohne Zwang erfolgte“<sup>2</sup>. Ohne Zwang – dieser Begriff vermittelt eine falsche Vorstellung von den Lebensbedingungen im Ghetto, die in diesem Beitrag kurz beschrieben werden sollen, und zwar weitestgehend auf der Grundlage von Quellen, die Menschen im Ghetto (teilweise auch aus der Erinnerung) selbst verfasst haben. Betont sei zuvor, dass die Unterschiede zwischen den verschiedenen Ghettos immens waren und dass sich die Lebensbedingungen, aber auch die Organisation der Arbeit mit der Zeit stark verändern konnten. So können die Verhältnisse in den großen jüdischen Wohnbezirken wie Warschau und Lodz oder Litzmannstadt, wie die Deutschen die Stadt seit April 1940 nannten, sicherlich nicht mit denen in kleineren, „offenen“ Ghettos gleichgesetzt werden. Waren die Ghettos nicht abgeriegelt, stiegen damit auch die Chancen, außerhalb Nahrung oder Medikamente zu finden<sup>3</sup>. Was die Ghettos in Polen betrifft, so kam es stark darauf an, ob der jeweilige Ort von Beginn an deutsch oder zunächst sowjetisch und erst seit dem Sommer 1941 deutsch besetzt war. In den letztgenannten Gebieten begann die deutsche Besatzung zumeist mit Massentötungen, bevor die Menschen, die diese erste Phase exzessiver Gewalt überlebt hatten, in Ghettos arbeiten mussten<sup>4</sup>.

Auch in den 1939 von der Wehrmacht eroberten Teilen Polens, um die es hier hauptsächlich gehen soll, gab es große Unterschiede.

---

<sup>2</sup> So zu lesen im Informationsblatt zur „Anerkennungsleistung für Ghetto-Arbeit“. Zum ZRBG und der Richtlinie vgl. die Aufsätze von Jan-Robert von Renesse und Dirk Langner in diesem Band.

<sup>3</sup> Doch wurden die Strafen sukzessive verschärft, und man erschoss Juden, die sich ohne gültigen Passierschein außerhalb des Ghettos aufhielten. Vgl. etwa Jacek Andrzej Młynarczyk, *Judenmord in Zentralpolen. Der Distrikt Radom im Generalgouvernement 1939–1945*, Darmstadt 2007, S. 125–128 und S. 221. Zu einer Typologie der Ghettos vgl. den Beitrag von Dieter Pohl in diesem Band.

<sup>4</sup> Vgl. beispielsweise zum Distrikt Galizien: Dieter Pohl, *Nationalsozialistische Judenverfolgung in Ostgalizien 1941–1944. Organisation und Durchführung eines staatlichen Massenverbrechens*, München 1996; Thomas Sandkühler, „Endlösung“ in Galizien. Der Judenmord in Ostpolen und die Rettungsinitiativen von Berthold Beitz 1941–1944, Bonn 1996; zu den Ghettos Vilnius und Kaunas finden sich mehrere Aufsätze in Vincas Bartusevičius u. a. (Hrsg.), *Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmord und Kollaboration im Jahre 1941*, Köln u. a. 2003; zum Ghetto in Riga vgl. Andrej Angrick/Peter Klein, *Die „Endlösung“ in Riga: Ausbeutung und Vernichtung 1941–1944*, Darmstadt 2006.

In Litzmannstadt, das zum Reichsgau Wartheland gehörte, arbeiteten Juden ausschließlich innerhalb des Ghettos. Hier wurden die Aufträge zentral verwaltet und ausgeführt; die fertiggestellten Waren wurden von hier ausgeliefert<sup>5</sup>. Andernorts verließen die Menschen vielfach das Ghetto zur Arbeit, so etwa im zum Generalgouvernement gehörenden Krakau, wo Firmen ihren Bedarf dem deutschen Arbeitsamt meldeten, das daraufhin Arbeitskräfte vermittelte. Die Arbeiter versammelten sich morgens am Arbeitsamt, um unter strenger Bewachung zu ihren Arbeitsstätten außerhalb des Ghettos gebracht zu werden; abends kehrten sie dorthin zurück<sup>6</sup>. In Białystok arbeiteten die meisten Juden in Fabriken innerhalb des Ghettos, eine kleinere Zahl war auch bei deutschen Firmen außerhalb des Ghettos beschäftigt<sup>7</sup>.

Die Arbeitsorganisation blieb freilich nicht statisch. In Warschau sollte zunächst die sogenannte Transferstelle das gesamte wirtschaftliche Leben lenken und direkte Kontakte zwischen dem Ghetto und der Außenwelt unterbinden. Später wurde dieses System verändert, und private Firmen vergaben Aufträge an bereits bestehende Werkstätten im Ghetto; seit der zweiten Jahreshälfte 1941 gab es dort große deutsche Werkstätten<sup>8</sup>.

---

<sup>5</sup> Zu Litzmannstadt vgl. Andrea Löw, *Juden im Getto Litzmannstadt. Lebensbedingungen, Selbstwahrnehmung, Verhalten*, Göttingen 2006; Peter Klein, *Die „Gettoverwaltung Litzmannstadt“ 1940–1944. Eine Dienststelle im Spannungsfeld von Kommunalbürokratie und staatlicher Verfolgungspolitik*, Hamburg 2009; Sascha Feuchert u. a. (Hrsg.), *Die Chronik des Ghettos Lodz/Litzmannstadt*, 5 Bde., Göttingen 2007. Außerdem liegt Isaiah Trunks 1962 auf Jiddisch geschriebene und daher wenig rezipierte Studie nun in einer englischen Übersetzung vor: Isaiah Trunk, *Lódź Ghetto. A History*, Bloomington/Indianapolis 2006. Zu Litzmannstadt und dem gesamten Reichsgau Wartheland vgl. auch Michael Alberti, *Die Verfolgung und Vernichtung der Juden im Reichsgau Wartheland 1939–1945*, Wiesbaden 2006.

<sup>6</sup> Zu Krakau vgl. Aleksander Biberstein, *Zagłada żydów w Krakowie*, Krakau 2001 (Aleksander Biberstein war der Bruder des ersten Judenrats-Vorsitzenden); Henryk Zvi Zimmermann, *Przeżyłem, pamiętam, świadczę*, Krakau 1997 (Zimmermann arbeitete in der Fürsorge-Abteilung des Judenrats); Nella Rost, *Spółeczeństwo Żydowskie w Krakowie w Okresie Okupacji*, in: Michał Borwicz u. a. (Hrsg.), *W 3-cią rocznicę Zagłady Getta w Krakowie (13.III.1943–13.III.1946)*, Krakau 1946, S. 30–40; Andrzej Chwalba, *Dzieje Krakowa*, Bd. 5: *Kraków w latach 1939–1945*, Krakau 2002.

<sup>7</sup> Vgl. den Artikel Białystok, in: Eberhard Jäckel u. a. (Hrsg.), *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, Bd. 1, München/Zürich 1995, S. 212–216. Endlich auch in englischer Übersetzung: Sara Bender, *The Jews of Białystok during World War II and the Holocaust*, Brandis 2008.

<sup>8</sup> Zu Warschau vgl. u. a. Ruta Sakowska, *Menschen im Ghetto: die jüdische Bevölkerung im besetzten Warschau 1939–1943*, Osnabrück 1999; Barbara

Häufig war die Arbeitsvermittlung wie in Krakau so geregelt, dass deutsche Firmen oder etwa die Wehrmacht ihren Bedarf beim deutschen Arbeitsamt anmeldeten, das die Anforderungen an den Judenrat beziehungsweise die dortige Stelle für Arbeitsvermittlung weitergab. Dort wurden dann die Arbeitskräfte zusammengestellt und bekamen Arbeitskarten. In deutschen Ämtern und Institutionen bildeten Juden mitunter einen großen Teil des Hilfspersonals: sie waren billig und arbeiteten häufig nur für eine Mahlzeit. Mitunter vermittelten die Judenräte in den jeweiligen jüdischen Wohnbezirken Hunderte von Arbeitern, die die Verwaltungen für niedrige Löhne zu den verschiedensten Arbeiten einsetzten. So wurden beispielsweise in Radom täglich etwa 1200 Juden mobilisiert, die ihre Arbeitskraft außerhalb des Ghettos verschiedenen Betrieben, deutschen Behörden und militärischen Einrichtungen zur Verfügung stellten. An den Grenzen der größeren Ghettos im Distrikt Radom, zunächst in Kielce, Tomaszow und Radom, später im gesamten Distrikt, wurden sogenannte Handwerkershops gebildet: jüdische Handwerker, die im Ghetto leben mussten, boten hier gemeinsam ihre preiswerten Dienste der „arischen“ Kundschaft an und konnten sich damit ein wenig Geld für Lebensmittel verdienen<sup>9</sup>. Trotz dieser Unterschiede blieben die grundsätzlichen Probleme ähnlich, wenn sie auch mitunter in verschiedener Intensität oder zeitversetzt auftraten.

## 2. Essen: Lebensbedingungen in Ghettos

Ghettos wurden stets in den ärmsten Gegenden einer Stadt eingerichtet. Nur selten verfügten diese Viertel über eine Kanalisation, und die sanitären Verhältnisse waren zumeist katastrophal. Dies führte, verstärkt durch die Enge in den zu kleinen und damit überfüllten jüdischen Wohnbezirken, schnell zum Ausbruch von Krankheiten und Epidemien. Medikamente waren Mangelware, häufig gab es nicht einmal sauberes Wasser. Martha Bauchwitz, die im Februar 1940 aus Stettin nach Piaski im Distrikt Lublin deportiert worden war, beklagte sich bitter über diese Umstände<sup>10</sup>. Ihr Mann, der Zahnarzt Max Bauchwitz, schilderte dem Kreisarzt in Lublin

---

Engelking/Jacek Leociak, *The Warsaw Ghetto. A Guide to the Perished City*, New Haven/London 2009.

<sup>9</sup> Vgl. Młynarczyk, *Judenmord*, S. 155–158.

<sup>10</sup> Vgl. den Brief Martha Bauchwitz' vom 16.4.1941, in: Else Behrend-Rosenfeld/Gertrud Luckner (Hrsg.), *Lebenszeichen aus Piaski. Briefe Deportierter aus dem Distrikt Lublin 1940–1943*, München 1970, S. 58.

im Sommer 1941 die sanitären Bedingungen in Piaski und machte deutlich, wie sehr sich diese durch die Schließung des Ghettos noch verschlimmern würden:

„Die öffentliche Bedürfnisanstalt strotzt vor Unsauberkeit, so dass in weitem Umkreise die Luft dadurch verpestet wird. Die Bewohner der Häuser, die keine Aborte haben, waren bisher gezwungen, ihre Exkremete in der Nähe ihrer Wohnstätten oder auf nahe liegenden Wiesen abzulagern. Dadurch, dass man jetzt in verschiedenen Straßen Bretterzäune, angeblich für ein zukünftiges Ghetto, angebracht hat, ist den meisten Bewohnern auch der erwähnte Weg für ihre Ausscheidungen versperrt. Welche Seuchengefahren in der gegenwärtigen warmen Sommerzeit durch diesen Mangel an geeigneten Aborten der dicht zusammengedrängten Bevölkerung drohen und welche Krankheiten durch mangelnde Desinfektion entstehen können, brauche ich Ihnen, sehr verehrter Herr Kreisarzt, nicht auseinanderzusetzen.“<sup>11</sup>

Diese Beschwerden hatten jedoch keinerlei Einfluss auf die weitere Entwicklung: Seit September 1941 gab es in Piaski ein aus zwei Teilen bestehendes Ghetto. In einem Schreiben der im Generalgouvernement tätigen Jüdischen Sozialen Selbsthilfe (JSS) heißt es über die dort herrschenden Bedingungen:

„In einem Teil wohnen etwa 2000, in dem anderen etwa 2900 Juden. [...] Das Infektionsspital mit angeschlossener Abteilung für innere Krankheiten, die Volksküche für ca. 700 Personen, der Brunnen, der die ganze Bevölkerung des Ghettos mit Wasser zu versorgen hat, ebenso die öffentlichen Aborte befinden sich in einem Teil, infolgedessen sind in der amtlichen Ghettoordnung bestimmte Tagesstunden vorgesehen, während welcher die Einwohner des einen Teils den anderen aufsuchen können, um die oben genannten Einrichtungen zu gebrauchen. Die Grenzen des Ghettos sind sehr eng abgesteckt worden. Beide Teile zusammengenommen dürften schätzungsweise einen Flächenraum von 800 x 500 Meter umfassen. Innerhalb des Ghettos befindet sich kein einziger Baum, kein Grashalm. Der Ort Piaski ist nicht kanalisiert, besitzt auch keine Wasserleitung –

---

<sup>11</sup> APL, 501/139, Bl. 55, Max Bauchwitz an Kreisarzt Lublin vom 28.6.1941. Zum Distrikt Lublin vgl. Dieter Pohl, Von der „Judenpolitik“ zum Judenmord. Der Distrikt Lublin des Generalgouvernements 1939–1944, Frankfurt a.M. u. a. 1993; Bogdan Musial, Deutsche Zivilverwaltung und Judenverfolgung im Generalgouvernement. Eine Fallstudie zum Distrikt Lublin 1939–1944, Wiesbaden 1999.

die Wohnungsbedingungen müssen als sehr schlecht bezeichnet werden.“<sup>12</sup>

Im Winter war der permanente Mangel an Brennholz oder Kohle ein zentrales Problem für die Not leidende Bevölkerung in den Ghettos. In vielen Fällen war sie nicht in der Lage, ihre Wohnungen zu heizen oder sich etwas Warmes zu kochen; viele erlitten Erfrierungen. In Litzmannstadt schrieb Yehuda (Lolek) Lubiński am 11. Januar 1941 in sein Tagebuch, die Temperatur in der Wohnung betrage nur knapp zwei Grad. Eine Woche später notierte er: „Ich bin um 3 Uhr aufgestanden, denn es war schrecklich kalt in der Wohnung.“<sup>13</sup> Und Shlomo Frank schrieb am 13. Januar 1941 lapidar: „Der Frost ist heute sehr stark. Etwas zum Heizen gibt es nicht.“ Und zwei Wochen später: „Der Frost ist heute wieder stärker geworden, die Lage im Ghetto ist sehr traurig. Die Menschen sterben in Massen.“<sup>14</sup>

Noch wichtiger war die Ernährung. In der von den Deutschen festgelegten Versorgungshierarchie standen die Juden ganz unten, fast immer wurden zu wenig Lebensmittel in die Ghettos geliefert. Darüber gab es in der deutschen Verwaltung durchaus Diskussionen. So setzten sich Fürsprecher der Ausnutzung der jüdischen Arbeitskraft mitunter für eine Verbesserung der Situation ein, freilich nicht aus humanitären Gründen, sondern aus ökonomischen, um die Produktivität des jeweiligen Ghettos zu erhalten. Doch zumeist waren die Rationen zu niedrig. Ein am 1. Januar 1941 im Generalgouvernement eingeführtes Zuteilungssystem etwa sah eine zehnteilige Rationsskala vor, in der die Juden an letzter Stelle standen – hinter den polnischen Kindern. Danach betrug die wöchentlichen Zuteilungen für Juden 700 g Brot, bis 50 g Zucker, 40 g Getreidekaffee. Überdies sollten Kartoffeln „nach Bedarf“, Gemüse „nach jahreszeitlichem Anfall“ und ein Viertel Liter Milch „nach Vorhandensein“ ausgegeben werden<sup>15</sup>.

Allerdings kam es häufig vor, dass selbst diese Hungerrationen nicht vollständig ausgegeben wurden, da die zuständigen deutschen Stellen bei Verpflegungsengpässen zuerst bei den Juden kürzten. Die offizielle, jedem zustehende Lebensmittelzuteilung betrug mit-

<sup>12</sup> AŻIH, 211/138, Bl. 79, Der Berater beim Chef des Distrikts Lublin an das JSS-Präsidium in Krakau vom 14.9.1941.

<sup>13</sup> MHML, H-O/1069, Tagebuch Lolek Lubiński, Bl. 338 und Bl. 346, Einträge vom 11.1. und 18.1.1941 (übersetzt aus dem Polnischen).

<sup>14</sup> Shlomo Frank, *Togbukh fun Lodzer Geto*, Buenos Aires 1958, 13.1.1941, S. 20, 27.1.1941, S. 26 (übersetzt aus dem Jiddischen).

<sup>15</sup> Zit. nach Robert Seidel, *Deutsche Besatzungspolitik in Polen. Der Distrikt Radom 1939–1945*, Paderborn u. a. 2006, S. 274f.

unter knapp 200 Kalorien täglich. Hier gab es große regionale Unterschiede, und gerade in den von der Außenwelt abgetrennten jüdischen Wohnbezirken wurden die minimalen Zuteilungen schnell zum existenziellen Problem. Immer mehr Menschen im Ghetto waren vom Hungertod bedroht. Hinzu kamen die katastrophalen hygienischen Bedingungen: Die Menschen wurden krank, Seuchen brachen aus. Im Warschauer Ghetto starben bis zum Beginn der Deportationen nach Treblinka im Sommer 1942 knapp 100 000 Menschen, in Litzmannstadt bis zum Sommer 1944 mehr als 40 000 – das war jeweils etwa ein Viertel der gesamten Bevölkerung.

Sieht man sich die Texte an, die Menschen im Ghetto geschrieben haben, sind der permanente Mangel an Lebensmitteln und der immerwährende Hunger häufig die dominanten Themen. Viele Tagebuchschreiber notierten immer wieder detailliert die wöchentlichen Rationen, an denen man die Verschlechterung der Situation deutlich ablesen kann. Es finden sich kaum Einträge, in denen der quälende Hunger nicht beschrieben wurde<sup>16</sup>. Zenon Szpingarn berichtete, er habe in Krakau auf seine Lebensmittelkarte täglich 200 Gramm Brot und monatlich 200 Gramm Zucker und 500 Gramm Marmelade bekommen<sup>17</sup>. Liza Taflowicz erinnerte sich in ihren kurz nach der Befreiung niedergeschriebenen Memoiren an ihre Zeit im Ghetto Litzmannstadt, dass an manchen Tagen Kaffee die einzige Verpflegung war, die sie zu sich nahm<sup>18</sup>. Shlomo Frank fragte sich im Juli 1941 verzweifelt, warum die Menschen nicht massenweise Selbstmord verübten, dieser furchtbare Hunger sei doch nicht mehr auszuhalten<sup>19</sup>. Lolek Lubiński schrieb im Dezember 1941 den knappen Satz: „Wir durchleben gegenwärtig im Ghetto

---

<sup>16</sup> Davon ist auch in den nachträglich verfassten Berichten stets die Rede. Vgl. für das Ghetto Litzmannstadt AŽIH, 301/634 II, Bl. 4f., Bericht Izrael Tabaksblat; 301/796, Bl. 1, Bericht Lajb Słodowski; 301/3807, Bl. 3, Bericht Józef Śmietana; 301/4935, Bl. 2, Bericht Meyer Wolf Liebermann; USHMM, RG-02.012\*01, Bl. 21f., Bericht Sophie Machtinger; Israel Tabaksblat, Khurbn Lodz, Buenos Aires 1946, S. 61–65; Sara Plager-Zyskind, Auf immer verlorene Jahre. Ein junges Mädchen überlebt den Holocaust in Polen, München 1993, S. 44.

<sup>17</sup> AŽIH, 302/8, Bl. 13, Bericht Zenon Szpingarn.

<sup>18</sup> AŽIH, 302/124, Bl. 33, Bericht Liza Taflowicz; MHML, H-O/1069, Tagebuch Lolek Lubiński, Bl. 333f. und Bl. 512, Einträge vom 8.1. und 26.10. 1941; AŽIH, Ring I/1004, Bl. 3, N.N., Lodzsh. Di rol fun Rumkowsken, 1942; 301/2494, Bl. 2, Bericht Józef Zelinger; vgl. auch Plager-Zyskind, Jahre, S. 36; Leon Zelman, Ein Leben nach dem Überleben, aufgezeichnet von Armin Thurnher, Wien 1995, S. 56.

<sup>19</sup> Vgl. Frank, Togbukh, 28.7.1941, S. 126.

schwere Hungerzeiten.“<sup>20</sup> In einem Bericht aus dem Ghetto in Izbica, einer kleinen Stadt im Distrikt Lublin, ist zu lesen: „Die Verpflegung bildet für alle hier die Hauptsorge. Viele, die an Unterernährung zu Grunde gehen.“<sup>21</sup>

In vielen Fällen waren die niedrigen Rationen nach wenigen Tagen verbraucht, obwohl sie eine ganze Woche hätten ausreichen müssen. Hinzu kam, dass die Lebensmittel oft von sehr schlechter Qualität waren und das Ghetto manchmal bereits vollständig verdorben erreichten. Ein Beispiel mag illustrieren, wie fatal die Zustände teilweise waren: Es kam vor, dass Familien den Tod von Angehörigen nicht sofort meldeten, um noch einige Tage die Rationen der Toten verzehren zu können, bevor deren Lebensmittelkarten gesperrt wurden. Mütter und Väter meldeten ihre bereits verstorbenen Kinder nur krank, bis die nächste Brotration ausgegeben wurde<sup>22</sup>.

Die im Generalgouvernement tätige Jüdische Soziale Selbsthilfe versuchte mit ihren Delegaturen vor Ort die Situation zu verbessern; deren Schriftwechsel und Berichte verdeutlichen die Lage der jüdischen Bevölkerung eindrucksvoll. Aus dem Distrikt Lublin berichtete die Delegatur in Parczew im Februar 1941 von ihren aussichtslosen Bemühungen, die Hilfsbedürftigen zu versorgen:

„Bis heute gibt es keinerlei Zuteilung von Produkten irgendwelcher Art und seit Januar kein Brot mehr! Infolge der einfach schrecklichen Lebensgrundlage aller Juden in Parczew sind die Körper derart geschwächt, daß sie für jede Krankheit sofort empfänglich sind und wir gezwungen wurden, eine Krankenstation ins Leben zu rufen, die nur den primitivsten Bedingungen entspricht.“<sup>23</sup>

<sup>20</sup> MHML, H-O/1069, Bl. 519, Tagebuch Lolek Lubiński, Eintrag vom Dezember 1941 (übersetzt aus dem Polnischen).

<sup>21</sup> Bericht Ernst Krombach, dokumentiert in: Mark Roseman, In einem unbewachten Augenblick. Eine Frau überlebt im Untergrund, Berlin 2002, S. 234.

<sup>22</sup> AZIH, 302/11–13, Tagebuch Leon Hurwicz, Teil I, Bl. 6f., Eintrag vom April 1941; USHMM, RG-02.012\*01, Bl. 26, Bericht Sophie Machtinger; AZIH, 301/796, Bl. 1, Bericht Lajb Słodowski; vgl. auch Oskar Rosenfeld, Wozu noch Welt: Aufzeichnungen aus dem Getto Lodz, hrsg. von Hanno Loewy, Frankfurt a.M. 1994, Heft D, 15.6.1942, S. 101; Plager-Zyskind, Jahre, S. 67f.; Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939–1942, München 1986, S. 205, Eintrag vom 19.11.1941. Czerniakow (S. 229f., Einträge vom 20./21.2.1942) berichtete gar von einem Fall von Kannibalismus.

<sup>23</sup> AZIH, 211/780, Bl. 54f., JSS Parczew an JSS-Präsidium Krakau vom 12.2.1941. Ausführliche Informationen zur Tätigkeit der JSS und zur Situation



Immer wieder wurden die Lebensmittelzuteilungen vermindert, teilweise mit dramatischen Folgen. Anfang 1942 brachten es radikale Kürzungen im Generalgouvernement mit sich, dass in manchen Kreisen die Zuteilungen und auch die Zahl der ausgegebenen Lebensmittelkarten um die Hälfte reduziert wurden. Überleben war so kaum möglich. Der Kreishauptmann von Tomaszow im Distrikt Radom, Dr. Karl Glehn, berichtete im April 1942 ungerührt über die Folgen:

„Der Drang der Juden, dem Hungertode im Ghetto zu entgehen und außerhalb weiterzuleben, ist nach wie vor festzustellen. Im vergangenen Monat sind ca. 30 Juden, die ohne Genehmigung das Ghetto verlassen hatten und flüchten wollten, erschossen worden.“<sup>24</sup>

### 3. Arbeit und Lohn

Ein „legales“ Mittel der Selbsthilfe war das Bemühen um Arbeit. Es verbesserte die Situation, wenn möglichst viele Familienmitglieder in einer Fabrik oder Werkstätte angestellt waren – auch wenn damit der Hunger kein Ende hatte. Doch bekamen die Arbeiter Rationen und wenn es schlimme Engpässe gab, sahen die Judenräte teilweise keinen anderen Ausweg, als zumindest diejenigen, die arbeiteten, zu versorgen – dies freilich zu Lasten der übrigen Bevölkerung. Eine Überlebende aus dem Ghetto in Kolomyja erinnert sich:

„An besseren Tagen brachten die Männer, wenn sie von der Fabrik nach Hause kamen, etwas Eßbares mit, und ich bereitete dann das Abendessen. Meist waren es nur Getreidekörner, die ich in einer alten übriggebliebenen Kaffeemaschine mahlte, um sie dann in dem schlammigen Wasser, das aus einer Straßenspumpe floß, einzuweichen. Jeder bekam seine Portion, die er schnell herunterschlang, bevor womöglich eine Nachbarin vor-

---

der Juden im Generalgouvernement gibt der im Archiv des Jüdischen Historischen Instituts in einer Abschrift überlieferte Bericht des Vorsitzenden dieser Institution, der den Krieg überlebt hat: AŻIH, 302/25, Bericht Michał Weichert. Zur Situation im Kreis Radzyń, zu dem Parczew gehörte, und dem Handeln der dortigen JSS vgl. Andrea Löw, Zwischen Untergang und Selbsthilfe. Juden im Kreis Radzyń während des Zweiten Weltkrieges, in: ZfG 8 (2005), S. 716–735; zur JSS allgemein vgl. Tatiana Brustin-Berenstein, Jüdische Soziale Selbsthilfe, in: Arbeitsmarkt und Sondererlaß. Menschenverwertung, Rassenpolitik und Arbeitsamt, Berlin 1990 S.156–174 (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheitspolitik, Bd.8).

<sup>24</sup> Lagebericht Glehn vom 8.4.1941, zit. nach Młynarczyk, Judenmord, S.162.

beikam, um uns zu bitten, ihr einen Bissen für ihr hungriges Kind zu geben.“<sup>25</sup>

Der Jugendliche Dawid Sierakowiak, der 1943 im Ghetto Litzmannstadt an Tuberkulose starb, schrieb am 5. Mai 1941 in sein Tagebuch: „Für meine Arbeit bei dem Gemüse im Ressort habe ich ganze 12 Rm [Rumkis, wie die ghettoeigene Währung genannt wurde] bekommen. Besser als gar nichts. Die Hauptsache ist, daß Praszquier [Boruch Praszquier, Leiter der Küchenabteilung] Wort gehalten und Mama wirklich eine Anstellung als Küchenhilfe in der Gemeindegüche verschafft hat. Sie arbeitet 14 bis 15 Stunden am Tag und der Lohn soll zwischen 20 und 25 Rm monatlich betragen. Das wichtigste daran ist, daß die Arbeiterinnen in den Küchen zweimal täglich kostenlos eine anständige Suppe bekommen, ohne Karten natürlich. So wird wenigstens Mama nicht hungern, und auch wir zu Hause sind besser dran.“<sup>26</sup>

Arbeiter hatten also größere Chancen, sich zu versorgen, was gleichbedeutend mit besseren Überlebenschancen war. Zudem wurden Lebensmittellieferungen häufig von vornherein an die Zahl der Arbeiter im jeweiligen Ghetto geknüpft<sup>27</sup>, was die Judenräte, wie bereits angedeutet, in schwere Konflikte brachte. Die Jüdische Soziale Selbsthilfe, die sich bemühte, die Lage der jüdischen Bevölkerung etwa durch Volksküchen und medizinische Hilfe zu verbessern, stand vor dem gleichen Problem: Sie bekam von den Kreis- und Stadthauptleuten nur eine sehr geringe Menge von Lebensmitteln, die sie unter der Not leidenden Bevölkerung aufteilen musste. Der Bedarf war freilich erheblich größer als die zu verteilenden Güter und so fanden die jüdischen Hilfskomitees mitunter keine andere Lösung als sich an der zynischen Faustregel zu orientieren, dass nur Arbeitskräfte eine Daseinsberechtigung hätten: So wurden beispielsweise im Kreis Radom-Land von Juni 1942 an nur noch Mahlzeiten an jüdische Arbeiter und ihre Familien ausgegeben<sup>28</sup>.

Die Judenräte versuchten angesichts dieser Situation, die Zahl der Arbeitsplätze in „ihren“ Ghettos zu erhöhen. Bekanntestes Beispiel ist hier sicherlich Mordechai Chaim Rumkowski in Litzmannstadt mit seinem Motto „Unser einziger Weg ist Arbeit“. Er begann

<sup>25</sup> Blanca Rosenberg, „Versuch zu überleben“. Polen 1941–1945, Frankfurt a.M. 1996, S. 77.

<sup>26</sup> Das Ghettotagebuch des Dawid Sierakowiak. Aufzeichnungen eines Siebzehnjährigen 1941/42, Leipzig 1993, S. 29, Eintrag vom 5. 5. 1941.

<sup>27</sup> Vgl. Gustavo Corni, *Hitler's Ghettos. Voices from a Beleaguered Society 1939–1944*, London 2003, S. 130.

<sup>28</sup> Vgl. Seidel, *Besatzungspolitik*, S. 276.

gleich nach der Errichtung des Ghettos, Fabriken und Werkstätten aufzubauen, um die Insassen für die Deutschen unentbehrlich zu machen und damit dafür Sorge zu tragen, dass sie ernährt wurden. Trotz aller Bemühungen gelang es aber hier wie anderswo zumeist nicht, Arbeitsplätze für alle zu schaffen. Ghattobewohner schilderten ihre verzweifelten Versuche, eine Anstellung zu finden – *um zu überleben*<sup>29</sup>. Auch im Warschauer Ghetto schrieb Adam Czerniaków, der Vorsitzende des Judenrats, am 1. Juli 1941 über die Bemühungen, die Menschen zu versorgen:

„Die Zahl der [von der Gemeinde ausgegebenen] Mittagessen hat 118000 überschritten. In den Werkstätten sind nicht viele Arbeiter (ungefähr 2100). Weiterhin fallen sie tot um. Wenn eine Leiche vor einem Tor liegt, verbreiten sich die Läuse im ganzen Haus.“<sup>30</sup>

Eine Möglichkeit, an zusätzliche Lebensmittel für sich und ihre Familien zu gelangen, gab es für Arbeiter, die außerhalb des Ghettos eingesetzt wurden, denn für sie waren Kontakte zur nicht-jüdischen Bevölkerung möglich. Auch wenn dies ungemein gefährlich war, versuchten manche Juden, abends bei der Rückkehr Waren ins Ghetto zu schmuggeln<sup>31</sup>.

Die Angaben über die Entlohnung schwanken häufig, auch wenn es um ein und dasselbe Ghetto geht. So fällt es gerade in Einzelfällen, in denen geklärt werden soll, ob ein Ghattobewohner bei einer bestimmten Firma oder Arbeitsstelle Lohn bekommen hat, schwer, dies genau nachzuvollziehen. Immer wieder ist in den Quellen auch davon die Rede, dass manche Arbeiten mit Lebensmitteln bezahlt wurden<sup>32</sup>. Angesichts der geschilderten Bedingungen war dies mitunter die beliebtere, weil lebensnotwendige Art der Entlohnung. So schrieb Adam Czerniaków im Juli 1941 in sein Tagebuch:

„Auf den Straßen werden Arbeiter gefaßt für die Arbeitsstätten, für die sich niemand meldet, weil man dort kein Essen gibt, sondern 2.80 Zł. Ich habe Kamlah ersucht, sie zu verpflegen. Vorläufig erfolglos. In Anbetracht der Unermesslichkeit des Elends ist die Masse der Juden ruhig und besonnen. Die Juden schreien

<sup>29</sup> Vgl. hierzu ausführlich Löw, Litzmannstadt.

<sup>30</sup> Czerniaków, Getto, 1.7.1941, S.164. Am 6.12.1941 berichtete er, dass etwa 250000 Menschen im Ghetto von der Arbeit lebten, 150000 aber auf die soziale Fürsorge angewiesen seien; vgl. ebenda, S. 209.

<sup>31</sup> Vgl. z.B. Schoschana Rabinovici, Dank meiner Mutter, Frankfurt a.M. 1994, S. 49f.

<sup>32</sup> Vgl. etwa Halina Nelken, Freiheit will ich noch erleben. Krakauer Tagebuch, Reinbek 1999, S. 263.

meist dann, wenn es ihnen gutgeht. Als Galilei das Teleskop erfand, wollte irgendein Mönch sich nicht den Himmel ansehen, weil er durch das Teleskop Sterne hätte erblicken können, die von der Heiligen Schrift nicht vorgesehen waren. Dasselbe gilt für den Lohn von 2.80 Zł. Man sagt, es gebe keine Inflation, aber eine Teuerung. Daß ein Arbeiter von 2.80 nicht leben kann, darauf geht man nicht ein.<sup>33</sup>

#### 4. Arbeit als Rettung vor der Deportation

Mit dem Beginn des Massenmords gewann der Begriff Rettung durch Arbeit eine weitere Dimension: Der Nachweis, eine wichtige Arbeit auszuüben, konnte die Menschen im Ghetto vor dem sicheren Tod bewahren. Wie schwer es war, überhaupt noch zu arbeiten, schilderte Dawid Sierakowiak im Juli 1942 im Ghetto Litzmannstadt:

„Die arbeitsunfähigen Kinder und Alten will man angeblich ausiedeln [in das Vernichtungslager Kulmhof]. Dabei hat nur noch eine sehr geringe Zahl von Menschen Kraft zu arbeiten. Alles ist erschöpft. Ich kann keine Treppen mehr steigen oder längere Zeit auf der Straße herumlaufen. Die Beine sind der beste Beleg für die Entkräftung durch Hunger.“<sup>34</sup>

Und doch wollten die Menschen arbeiten. Litzmannstadt ist sicherlich das prägnanteste Beispiel für die Überlegung, Arbeit könne vor der Vernichtung retten. Nach den großen Deportationen zwischen Januar und September 1942 waren hier etwa 90 Prozent der übrig gebliebenen Bevölkerung in den Fabriken, Werkstätten oder bei der jüdischen Ghettoverwaltung beschäftigt. Nicht nur für Rumkowski, auch aus Sicht vieler hier Eingesperrter bot Arbeit die einzig noch verbliebene Überlebenschance. So schrieb ein Ghettobewohner Ende 1942 in sein Tagebuch: „Die deutschen Fachkommissionen (Fachleute, keine Politiker) finden Arbeit sehr gut, staunen über das Talent der Arbeiter. Ghetto wird durch Arbeit gesichert.“<sup>35</sup>

Allerdings ist das Konzept Rettung durch Arbeit keineswegs nur für Litzmannstadt überliefert. In Wilna begann die deutsche Besatzung im Sommer 1941 im nahe gelegenen Ponary mit der Erschießung Tausender Juden, so dass Arbeit hier kaum als Rettung vor dem Hungertod angesehen, sondern nahezu ausschließlich als

<sup>33</sup> Czerniaków, Getto, S. 167, Eintrag vom 8.7.1941.

<sup>34</sup> Sierakowiak, Tagebuch, S. 133, Eintrag vom 9.7.1942.

<sup>35</sup> Rosenfeld, Welt, S. 174, Eintrag vom 24.11.1942; wenige Tage später betonte er noch einmal (S. 175): „Ghetto als Arbeitslager bestätigt, daher Aus-

Rettung vor der sicheren Ermordung wahrgenommen wurde. Hier beschrieb Grigorij Schur die Bestechungsversuche von Juden im Herbst 1941, um den sogenannten gelben Schein zu bekommen, der einer begrenzten Zahl von Facharbeitern vorbehalten war:

„Später stellte sich nämlich heraus, daß diese Scheine so viel wert waren wie das Leben, denn bei weiteren ‚Säuberungen‘ waren es genau diese gelben Arbeitsbescheinigungen, die ihre Besitzer davor bewahrten, erschossen zu werden.“<sup>36</sup>

Und auch hier nannte der Vorsitzende des Judenrats, Jakob Gens, das Arbeitsamt des Ghettos im Sommer 1942 „die Existenzgrundlage der Juden“<sup>37</sup>. In Bialystok vertrat der Vorsitzende des Judenrats, Efraim Barasz, die Auffassung, die Menschen im Ghetto könnten sich durch ihre Arbeit retten, weshalb er versuchte, Fabriken zu erweitern und Arbeiter dort zu beschäftigen<sup>38</sup>. Auch in Krakau begann die jüdische Gemeinde Anfang 1942, Werkstätten zu organisieren, um arbeitslosen Juden Arbeit zu verschaffen und sie damit vor der „Aussiedlung“ zu bewahren. Hier gab es, wie Leib Salpeter von der jüdischen Verwaltung berichtete, kaum Bezahlung, es ging um die Legitimation, um die Bestätigung, eine Arbeitskraft zu sein<sup>39</sup>.

## 5. Abschließende Überlegungen

Formulierungen wie „freiwillig“ oder „ohne Zwang“ müssen für die Überlebenden unangemessen, ja sogar zynisch klingen. So druckte die „Jüdische Zeitung“ im Februar 2008 einen offenen Brief an die Bundeskanzlerin ab, in dem ein Opferverband beklagte, nach geltendem Recht könne nur, wer Geschichte verfälsche, einen Anspruch auf Rentenzahlungen geltend machen: „Jede Arbeitsart im

---

siedlung nicht in Frage, Lebensmittelnot nicht zu befürchten.“ Vgl. auch die Berichte AŽIH, 301/2494, Bl. 4, Józef Zeliger; 301/2797, Bl. 1, Abraham Feldman; 301/3807, Bl. 17ff., Józef Śmietana.

<sup>36</sup> Die Juden von Wilna. Die Aufzeichnungen des Grigorij Schur 1941–1944, München 1999, S. 61. Vgl. auch Rabinovici, Dank meiner Mutter, S. 47f.; zu Wilna vgl. Mascha Rolnikaite, Ich muss erzählen. Mein Tagebuch 1941–1945, Berlin 2002, Abraham Sutzkever, Wilner Getto 1941–1944: Biographische Aufzeichnungen, Zürich 2009.

<sup>37</sup> Zit. nach Schur, Juden, S. 73. Schur bemerkte hier noch: „Die in den Arbeitsausweisen enthaltenen Bestimmungen besagten, daß ein Arbeiter jede ihm angebotene Arbeit anzunehmen und strikt auszuführen hatte. Arbeitsverweigerung oder Nichtausführung von Arbeit wurde mit dem Tode bestraft.“ Vgl. auch Rolnikaite, Tagebuch, S. 49, und Corni, Ghettos, S. 233.

<sup>38</sup> Zum Komplex „Rettung durch Arbeit“ vgl. ebenda, S. 227–261.

<sup>39</sup> AŽIH, 301/448, Bl. 1, Bericht Leon (Leib) Salpeter; Salpeter war Mitglied des Judenrats und leitete die Abteilung „Soziale Fürsorge“.

Ghetto war Zwangsarbeit, denn es war unmöglich für die unfreien Leute, die in menschenunwürdigen Verhältnissen zwischen Leben und Tod schwebten, ohne Zwang zu arbeiten.<sup>40</sup> Das ist sicherlich richtig. Und doch können in einer gewissermaßen pragmatischen Sichtweise die geschilderten Arbeiten im Ghetto im Sinne des ZRBG als „aus freiem Willensentschluss“ angenommene Arbeiten angesehen werden. Denn die Menschen im Ghetto haben sich *entschieden*, Arbeit zu suchen oder Arbeit anzunehmen, *um zu überleben*. In diesem Sinne hat vermutlich jeder Überlebende aus einem Ghetto „aus freiem Willensentschluss“ eine Arbeit aufgenommen. Menschen im Ghetto standen in diesem Sinne also in freien Arbeitsverhältnissen.

Was die für das ZRBG ebenfalls zentrale Frage der Entlohnung angeht – sei es in Geld, sei es in über den eigenen Bedarf hinausgehenden Naturalien –, muss man zunächst betonen, dass Geld im Ghetto oft weniger hilfreich war als Lebensmittel. Arbeitete ein Ghattobewohner etwa in einer Bäckerei, wo er zusätzliche Nahrungsmittel als Lohn erhielt, konnte er möglicherweise sein Leben retten. Die Annahme des Gesetzgebers, eine Bezahlung durch Lebensmittel habe den eigenen Bedarf übersteigen müssen, geht an der Lebenswirklichkeit der Juden in den meisten Ghettos vorbei. Sicherlich gab es Fälle, in denen Ghattobewohner mehr verdienten, als sie zur Sicherung der eigenen Existenz benötigten. Doch dies waren Ausnahmen, und wer keine privilegierte Stellung in der Hierarchie des Ghettos innehatte, konnte von einer ausreichenden Versorgung nur träumen. Bestimmte Normen des ZRBG können dem Gros der Menschen, die in Ghettos zu leben gezwungen waren, somit nur als Ausschlusskriterium erscheinen.

---

<sup>40</sup> Jüdische Zeitung vom Februar 2008: „Geld nur gegen Geschichtsverfälschung? Zwangsarbeitsrichtlinie empört Holocaustüberlebende. Offener Brief an die Kanzlerin“.